

Theodor Ebert

Literarisches Erinnern

Zum vierten Mal nach „Schreibenhausen“¹

Mein Tagebuch der 4. Literarischen Sommerakademie

Montag, 6. August 2012

Das Typoskript im Gepäck

Es wird zur Gewohnheit – mehr oder weniger kurz vor ultimo. Du bist schließlich 75 Jahre alt.

Zum vierten Mal habe ich mich zur Literarischen Sommerakademie in Schrobenhausen angemeldet. Ich freue mich auf das Wiedersehen mit den Schreibfreundinnen. Mit einigen bin ich über das Jahr in Verbindung geblieben. Rohna Bühlers ersten Roman „Und jag die Asche in den Wind“ (Leipzig: Engelsdorfer Verlag, 2011), die Geschichte der Partnersuche einer attraktiven Modedesignerin, habe ich im Berliner Freundeskreis empfohlen. Wir LISAs haben per E-Mail Typoskripte ausgetauscht, uns über Fortschritte gefreut und auch das Private nicht vergessen. Wer schreibt, nimmt Anteil.

Angemeldet habe ich mich wieder bei Dr. Edda Ziegler. Sie war Dozentin für deutsche Literatur an der Universität München und hat Biographien von Theodor Fontane und Heinrich Heine verfasst. Mir geht es wie ihr: So unter den Klassikern fühle ich mich wohl und zu Hause. Goethes „Dichtung und Wahrheit“ hat mich durch das Jahr begleitet und mich angespornt, mein Ruhestandsprojekt, den autobiographischen Bericht „Von der Freiheit des Studierens an fünf Universitäten“ Stück um Stück voranzutreiben. Eddas Kurs kommt mir wieder mal zupass. Sie hat ihm den Titel gegeben „Reise in die Vergangenheit. Literarisches Erinnern zwischen Fiktion und Wirklichkeit“. Das könnte auch über meinen, mittlerweile auf mehr als fünfhundert Seiten angewachsenen Typoskripten stehen.

1962, also vor genau fünfzig Jahren hatte ich damit begonnen, mir Rechenschaft zu geben über mein Tagwerk und dann habe ich Jahr für Jahr und in der Regel Tag für Tag die Seiten gefüllt. Zwischendurch habe ich diese Tagebücher als ganze oder in Abschnitten – und dies gilt vor allem für die Reiseberichte aus Indien, den USA, Serbien und Israel – ediert und in meiner Hauszeitschrift „Gewaltfreie Aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit“ veröffentlicht. Bei einer Auflage von durchschnittlich tausend Exemplaren habe ich damit fast nur die Menschen erreicht, die mich von Vortragsreisen auch kannten.

2011 habe ich mir als großes Projekt vorgenommen, ein ganz entscheidendes Jahr meines Lebens auf der Basis eines solchen ausführlichen Tagebuchs zu rekonstruieren. Zum Motto wählte ich das Versprechen Goethes in 8. Buch von „Dichtung und Wahrheit“: „Nichts gibt uns mehr Aufschluss über uns selbst, als wenn wir das, was vor einigen Jahren von uns ausgegangen ist, wieder vor uns sehen, so dass wir uns selbst nunmehr als Gegenstand betrachten können.“

Das Rekapitulieren besteht nun nicht allein darin, dieses Tagebuch des Jahres 1962 abzuschreiben, so wichtig mir die Worttreue und damit der zeitgeistige Originalton sind; ich will auch die in Leitz-Ordern und Alben gesammelten Dokumente, also die Briefe und Postkarten, die Fotos, die Flugblätter, die Zeitungsclips und die Reden und sogar die Seminararbeiten, die ich 1962 in Tübingen und Erlangen geschrieben habe, sichten und damit

¹ Auf diese Bezeichnung verfiel Rohna Bühler, die auch zum vierten Mal an der Sommerakademie teilnimmt und von Düsseldorf kommend eine vergleichbar lange Anreise zu diesem bayrischen Landstädtchen hat.

die Szenerie drapieren. So könnte sich der Sinn des damals nur teilweise bewussten Unternehmens erhellen lassen.

Das Skript hat den Arbeitstitel „Die Gewaltfreie Zivilarmee. Tagebuch eines pazifistischen Experiments“. Erinnert wird an den Versuch einer Gruppe von Stuttgarter Kriegsdienstverweigerern, nach dem Vorbild von Gandhis „Shanti Sena“ – und wörtlich übersetzt heißt dies „Friedensarmee“ – in der Bundesrepublik und darüber hinaus ein Netzwerk von gewaltfreien Aktionsgruppen aufzubauen. Dieses basisdemokratische Geflecht sollte sich darauf vorbereiten, die Verteidigung der Demokratie gegen Gefahren von innen oder außen zu übernehmen – und zwar anstelle nationaler Armeen und Militärbündnisse. Und dabei war es nicht nur ein sprachliches Problem in der Historie so Widersprüchliches wie Zivilgesellschaft und Armee auf einen neuen, gewaltfreien Nenner zu bringen.

1962 keimten die Entwicklungen, die dann 1967/68 mit den Studentenunruhen platzten. Es ist kurios, aber auch bezeichnend für die Widersprüche und die Parallelen in der Geschichte der deutschen außerparlamentarischen Opposition, dass dieses Experiment „Gewaltfreie Zivilarmee“ einen ähnlichen Namen trägt wie die berüchtigte „Rote Armee Fraktion“, welche durch die Aura der bewaffneten Gewalt, die sie umgibt, leider immer noch zu faszinieren vermag. Ohne dass wir uns kannten, habe ich mit späteren Protagonisten der RAF in Tübingen dieselben Seminare besucht. Zumindest das Engagement für die Ostermärsche der Atomwaffengegner hatte ich mit Gudrun Ensslin gemeinsam.

Auch auf der Bahnfahrt von Berlin-Spandau über Fulda und Ingolstadt nach Schrobenhausen tippe ich meine Erinnerungen an das Jahre 1962 in den Laptop. Momentan ist zu rekonstruieren: Montag, der 6. August 1962. Am Hiroshima-Tag habe ich vor dem Stuttgarter Hauptbahnhof Flugblätter verteilt, einer der Versuche, über die Illusion eines Schutzes der Zivilbevölkerung im Atomkrieg aufzuklären. „Der Tierschutz ist für alle Viecher, der Luftschutz für die Katz!“ Man muss den Irrsinn ins Lächerliche ziehen! So mochte ich einen Witz, der in der englischen Campaign for Nuclear Disarmament kursierte: „Was tun, wenn eine Atomrakete sich London nähert?“ „Gehe langsam in Richtung Friedhof!“ „Warum langsam?“ „Damit keine Panik ausbricht!“

Und noch kürzer der Kommentar zur Vorwarnzeit: „Just time to say cheerio.“

Das war Science Fiction à la 1962. Doch wie kann man in der sommerlichen Idylle von Schrobenhausen daran erinnern?

Ich treffe in dem kleinen Städtchen fast alles so an, wie ich es vom vergangenen Jahr kenne. Ein Modengeschäft musste schließen, doch Apotheken gibt es auf engstem Raum immer noch Stücker sieben. Ich nächtige wieder in Griesers Hotel zur Post, erhalte sogar wunschgemäß dasselbe Zimmer Nummer 14 mit dem großen Schreibtisch, also Blick zur Kirche, zum Rathaus und zum Marktplatz. Und auf dem Dach des Rathauses wieder ein Storchenpaar. Nur die Volkshochschule können wir heuer nicht nutzen. Sie wird renoviert. Unsere Seminarräume sind über den Ort verteilt. Egal. In Schrobenhausen gibt es nur kurze Distanzen. Am besten haben es die Kinderbuchautoren. Sie sind im ersten Stock der Buchhandlung zu Gast und werden zudem mit Zwetschkuchen und Kaffee verwöhnt. Ursula Echter, die Buchhändlerin kenne ich vom ersten Kurs mit Edda Ziegler. Das erklärt ihr Engagement für die Sommerakademie. Mein Kurs wird sich im Konferenzraum des Hotels zur Post treffen. An den Wänden Bilder von August Macke. Zwar souterrain, doch sehr gepflegt.

Am Abend begrüßt uns im Pflegeschloss, dem Kulturzentrum Schrobenhausens, die stellvertretende Bürgermeisterin. Die Kurse werden noch einmal kurz vorgestellt, die Schreiborte genannt. Angemeldet hat man sich im Voraus. Die Obergrenze lag bei 12 Teilnehmern. Am gefragtsten war der Kurs zum autobiographischen Schreiben, aber es gab

auch mehrere Angebote für angehende Romanciers, Jugendbuchautoren und für solche, welche die kurze Erzählung bevorzugen. Arwed Vogel, Mitglied im Landesvorstand des Verbandes deutscher Schriftsteller, hat das Programm zusammengestellt. Alle Kurse werden von Autoren geleitet, die sich aus der bayrischen Sektion dieses Verbandes kennen. Ein bisschen Seilschaft muss wohl sein an den Steilwänden des freien Schriftstellertums.

Dienstag, 7. August 2012

Jede Autobiographie braucht eine Botschaft

Edda Ziegler bleibt bei ihrem bewährten Verfahren, nach kurzer Einführung einschlägige Schreibaufgaben vorzugeben und uns zwischen 15 und 30 Minuten Zeit zu lassen, die Einfälle nieder zu schreiben. Etwa ein Drittel hat einen Laptop zur Hand. Es könnten mehr sein. Nach meiner Erfahrung lässt sich das eilig Getippte dann nachbessern und als korrigierter Text leichter vorlesen.

Wir beginnen mit der Vorstellungsrunde. Es fällt mir auf, dass die Hälfte der Teilnehmerinnen (ich bin der einzige Mann in der Runde) aus den Schreibkursen Arwed Vogels an der Ludwig-Maximilian-Universität in München kommt. Mehrere nehmen schon zum wiederholten Mal an einem LISA-Kurs teil. Alle sprechen sich mit den Vornamen an; so werden auch die wenigen Neulinge sofort eingemeindet. Vertraulich ausgebreitete Erfahrungen sollen nicht ausgeplaudert werden. Es gibt aber keine übertriebene Vorsicht. Wir sind keine Prominenten, auf deren Intimitäten jemand lauern könnte.

[Die nicht gerade durchschnittliche soziale Zusammensetzung unserer Runde hat Heidi A. – nach den ersten Tagen der Zusammenarbeit – sich selbst ironisierend auf den Punkt gebracht: „Elf Akademiker und eine Wurstverkäuferin.“ Ich weiß es zu schätzen, dass wenigstens eine die „Literatur der Arbeitswelt“ vertritt. Wenn ich bei Aldi an der Kasse stehe und die Strichcodes einlesen lasse, habe ich mich schon manches Mal gefragt, was diesen flinken Frauen an der Kasse so durch den Kopf geht und wie sie ihre Sicht der Welt in Worte fassen würden. Doch zu einem Gespräch ist es noch nie gekommen. Und hier habe ich nun die Chance, zu hören, was drei Jahre Fernkurse im kreativen Schreiben bei einer Frau bewirken, die zu DDR-Zeiten in Sachsen das Metzgerhandwerk gelernt hat.]

Es gibt unter uns keinen, der nicht schon einen oder mehrere Kurse zum kreativen Schreiben besucht hätte. Dies ermöglicht ein sofortiges Kommentieren und Kritisieren der nacheinander vorgetragenen Texte. Nach dem Vorlesen haben die Autoren zunächst zu schweigen. Zum Schluss oder bei direkten Nachfragen erhalten sie die Möglichkeit, Stellung zu nehmen.

Dieses eingespielte Verfahren wird von Edda mit einem gelegentlichen Blick auf die Uhr gesteuert. Ich spüre bei der Kollegin die langjährige Erfahrung. Die meisten von uns haben ja auch ungefähr das Alter der Kursleiterin. Edda redet „zielführend“, was nun mal zum Leiten eines Kurses gehört, aber sie schlägt einen lockeren, freundschaftlichen Ton an, den alle aufgreifen. Wir haben wieder viel über uns zu lachen.

Edda sagt einiges zum Genre der Autobiographie. Sie weist hin auf das Werk des Kölner Germanisten Walter Hincks „Selbstannäherungen“, das ich auf der Fahrt nach Schrobenhausen noch zu Ende lesen konnte.

Die erste Übung soll uns ermöglichen, Leitmotive unserer Autobiographie anzuschlagen und in einer Schlüsselszene wichtige Personen vorzustellen. Da es mir um meine Erfahrungen in der Friedens- und Ökologiebewegung geht, entscheide ich mich für die Prüfungsverhandlung meines Bruders Manfred nach dessen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung. Das war 1961.

Der springende Punkt ist, dass ich mich während dieser mehrstündigen Verhandlung innerlich verpflichtet habe, meine Wissenslücken auf dem Gebiet der gewaltfreien Verteidigung zu schließen und eine Gruppe von Vorkämpfern dieser Idee zu bilden. Die Folge war der Wechsel des Studienfachs und die bereits apostrophierte Gewaltfreie Zivilarmee.

Für die erste Übung haben wir nur 20 Minuten. Das ist sehr wenig. Am heimischen Schreibtisch brauche ich für einen Text vergleichbaren Umfangs etwa fünfmal so lang. Doch dieser ungewohnte Druck hilft, Hemmungen zu überspielen und spontan zu formulieren. Was so entsteht, ist nicht in Marmor gemeißelt. Ich habe nach solchem Stress immer das Bedürfnis nachzubessern. Nehme ich mir den Schnellschuss wieder vor, fallen mir bei jedem Durchgang treffendere Worte ein. Immer wieder lässt sich Überflüssiges streichen. Mein Ideal einer äußerst knappen Situationsbeschreibung ist der Anfang von Schillers Ballade „Die Bürgschaft“:

*Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Damon, den Dolch im Gewande:
Ihn schlugen die Häscher in Bande.*

Die Prüfungsverhandlung als Zäsur in der Biographie eines Kriegsdienstverweigerers und seines Beraters

Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg wird den meisten Deutschen in Erinnerung bleiben, weil er seinen Dokortitel wegen umfangreicher Plagiate zurückgeben musste. Ich habe diesen Knick in seiner Laufbahn bedauert, weil unter seiner Regie die allgemeine Wehrpflicht „ausgesetzt“, in Wirklichkeit jedoch abgeschafft wurde. In einem 50 Jahre währenden Prozess war die Kriegsdienstverweigerung von der Ausnahme zur Regel geworden. Der Nachwuchspolitiker Guttenberg hatte den Realitäten ins Auge geblickt und den Mut gehabt, die Konsequenz zu ziehen.

Und fast genau fünfzig Jahre ist es her, dass mein zwei Jahre jüngerer Bruder Manfred, seinen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung gestellt hatte und diese Entscheidung in Stuttgart vor einem Prüfungsausschuss rechtfertigen musste. Er konnte sich dabei von einem Berater begleiten lassen. Er hatte mich darum gebeten, diese Rolle zu übernehmen.

Wir Geschwister hatten zusammen über Gandhis Methode des gewaltlosen Widerstands nachgedacht und uns vorgenommen, in der Verhandlung auf diese Alternative zur militärischen Verteidigung hinzuweisen. Der Vorsitzende war ein Jurist in mittleren Jahren; seine ehrenamtlichen Beisitzer deutlich älter. Diese gut situierten Bürger empfanden es als Provokation, dass zwei Studenten im Alter von 22 und 24 Jahren behaupteten, echte Demokratien ließen sich mittels gewaltlosen Widerstands gegen Aggressoren verteidigen. Die beiden älteren Gewissensprüfer waren im Dritten Reich sicher keine Widerstandskämpfer gewesen.

Sie nahmen unsere Aussagen sehr persönlich und widersprachen immer heftiger. Sie verwiesen auf grausame Formen der Unterdrückung und auf die vielen Opfer, welche der gewaltlose Widerstand fordern würde. Es war, als ob sie sich rechtfertigen wollten für ihr Verhalten im Dritten Reich.

Unter dem Einfluss des etwa dreißigjährigen Vorsitzenden wurde mein Bruder dennoch als Kriegsdienstverweigerer aus Gewissensgründen anerkannt. Mir war im Verlaufe der Verhandlung jedoch klar geworden, dass meine Vorstellungen vom gewaltlosen Widerstand als Alternative zur militärischen Verteidigung weitaus präziser sein sollten. Ich hatte mir während Verhandlung, die wegen allgemeiner Erregung unterbrochen werden musste, geschworen: Du darfst die Wirksamkeit des gewaltlosen Widerstands nicht nur behaupten; du musst sie künftig mit historischen Fallstudien, mit daraus abgeleiteten Strategien und mit einer auf diese Methoden eingeschworenen Truppe beweisen.

Der um Fairness bemühte Vorsitzende des Prüfungsausschusses hatte das politische Ergebnis der Verhandlung zusammenzufassen gesucht: Er halte unsere Motive und Vorschläge für respektabel, müsse ihnen aber die praktische Bedeutung absprechen, solange sie nur von einer Minderheit vertreten würden. Unsere prompte Entgegnung - in der Erregung der Stunde - war gewesen: Wir werden dies zu ändern wissen.

Mir war zunächst nur klar, dass dieser Jurist mit seiner impliziten Forderung nach einer Massenbewegung für gewaltfreie Verteidigung Recht hatte. Doch dass ich mit dieser raschen Entgegnung die Schiffe meines bisherigen Studiengangs hinter mir verbrannt hatte, wurde mir erst Monate später deutlich.

Man kann eine Autobiographie chronologisch aufbauen und an der Schnur der Daten entlang erzählen. Tatsächlich ist es nützlich, zunächst ein Gerüst der eigenen Lebensdaten und der parallelen Ereignisse zu erstellen, aber je reichhaltiger die Chronologie gerät, desto mehr verführt sie zum Abhaken und Raffieren der Ereignisse und damit zum Berichtstil. Das hat Edda bei meinen Texten von Anfang an und immer wieder festgestellt. Und ich kenne das ceterum censeo: Das literarische Schreiben fordert eine originelle Szenerie und die poetische Klangfarbe. Es lebt von Dialogen und es bedarf nicht zuletzt der sich einprägenden Requisiten. Und ich zum Trotz: Diese Elemente lassen sich auch in Berichte einbauen. Mein Bürge ist der Germanist Peter Wapnewski mit seinen Erinnerungen an die Jahre 1922 bis 2000. Sie tragen den Titel „Mit dem anderen Auge“; eines hat er im Zweiten Weltkrieg als Ladeschütze eines Panzers verloren.

Sei's drum: Gerade um die Sinne für die poetischen oder auch grauslichen Details zu fördern, regt Edda uns in einer zweiten Übung zu „Flashbacks“ an. Darunter versteht sie eine Rückblende mit Blitzlicht. Eine andere Übersetzung wäre „Nachhallerinnerung“. Auslöser für den Flashback soll jetzt ein Kleidungsstück sein. Es könnte aber auch der Duft einer Blume oder ein Tierlaut sein, welche die Erinnerung wach rufen.

Die Hirschhornknöpfe am Hemd des Anglers

Zum Angeln wünschte ich mir ein dunkelgrünes Hemd, damit ich im Ufergebüsch lauernd den vorsichtigen Schleien und Karpfen nicht auffalle. Mit zwei Brusttaschen für Haken und Wickelblei und eine Ersatzpose. Also ein Sonderwunsch, erforderlich eine Sonderanfertigung. Marle, die Patentante ist Schneidermeisterin. Sie kann den Jungenwunsch erfüllen. Es macht ihr Spaß, den Neffen auszustaffieren.

Damit das Hemd auch wirklich zünftig ausfällt, näht sie Hirschhornknöpfe auf. Das ist die Krönung! Jetzt fehlen nur noch eine halblange Lederhose und Wadenstrümpfe mit Zopfmuster. Dann wäre der Angler- respektive Jägerlook aus ihrer Sicht komplett. Und Tante Marle kann alles.

Sie erinnert sich, dass ihr Schwager Arthur eine solche Hirschlederhose trug, wenn er während des Kriegs mal Urlaub hatte und mit ihrer Schwester und dem fünfjährigen Theo und dem dreijährigen Manfred nach Baad ins Kleinwalsertal auswich und den Krieg für ein paar Tage zu vergessen suchte. Und zur Lederhose gehörten auch Hosenträger mit einer ins Hirschhorn geschnitzten Gams und das Stilett mit dem Griff aus einem Rehlauf.

Marle wurde mit Schwager und Schwester bei einem Angriff auf die Boschwerke im Stuttgarter Westen ausgebombt. Der Feuersturm leuchtete bis nach Münsingen, wohin wir evakuiert worden waren. Die Lederhose mitsamt Hosenträgern und geschnitzter Gams und sogar das Stilett haben den Krieg im Original überstanden, sind also nicht nur auf Fotos noch zu sehen. Unsere Mutter hatte sie parat – auch in Münsingen – immer in der Hoffnung, dass der Vater dem Krieg für ein paar Urlaubstage entkommen könnte.

Schwer verwundet kehrte er 1945 heim. Heute würde man sagen, von seinen Einsätzen als Munitionsfahrer nachhaltig traumatisiert. Die Lederhosen hat er nie mehr getragen. Doch mein grünes Anglerhemd mit den Hirschhornknöpfen ist für mich jetzt der Inbegriff des friedvollen, des glücklichen Familienlebens – egal, ob ich nun ein paar Fische fange oder nicht.

Ich kann die Flashbacks der elf Anderen hier nicht auf- und schon gar nicht nacherzählen. Ich muss mich auf die eigenen Aufzeichnungen beschränken – in der Hoffnung, dass auch die anderen Teilnehmerinnen ihre Versuche bearbeiten und in ihren Übungsreport einbringen werden.

Zum Vorlesen und Besprechen aller Flashbacks brauchen wir viel länger als zur Niederschrift. Darum dürfen ja die Gruppen nicht größer sein. Entschädigt werden wir durch die Vielfalt der angebotenen Lösungen.

Die eigentlich vorgesehene dritte Schreibübung, die dem Wiedersehen mit einem Ort der Kindheit gelten soll, verschieben wir auf den morgigen Vormittag. Das ist mir angenehm. Ich kann nach Feierabend vorarbeiten. Ich will – sofern die Vorlesezeit reicht und ich andere damit nicht verdränge - auch mal einen ausgefeilten Text präsentieren und zur Diskussion stellen. Diesen Text, der einem ganz bestimmten Ort gilt, habe ich auf dem Laptop gespeichert. Im September 1998 konnte die Erinnerung nur aufgrund des Augenscheins wieder wach gerufen werden.²

Kampfzone Hauptmannsreute

Angeregt durch die Erinnerungen von Hermann Lenz an Stuttgarter Straßen habe ich mir für den heutigen Morgen vorgenommen, noch einmal einen guten Teil des Schulweges zur Grundschule am Kräherwald zurückzulegen und einiges zu fotografieren und nebenbei in Stichworten die kleinen Geschichten zu notieren, die mir vor Ort wahrscheinlich wieder einfallen würden.

Der Clou unter diesen Erinnerungen vor Ort ist die Wiederentdeckung der Gartentür und der Treppe des Hauses Hauptmannsreute 94 - schräg gegenüber der alten Villa Bosch an der Ecke zum Honoldweg.

Nur auf das Gartentor und auf die steile Treppe achte ich. Dieses Tor hatte es uns ermöglicht, einen Bandenkrieg auszutragen nach dem Vorbild nordamerikanischer Indianer und Fallensteller.

So etwas wie Jugendgangs, wie man sie aus amerikanischen Filmen oder - positiv ins Deutsche gewendet - aus "Emil und die Detektive" kennt, gab es in meiner Kindheit nicht, wohl aber bildeten die ungefähr Gleichaltrigen einer Straße mehr oder weniger fest gefügte Gruppen, die sich zu gemeinsamen Spielen und vielleicht auch zu etwas weniger harmlosen Unternehmungen, dem so genannten Unfug (wir selbst nannten es Streiche) verabredeten. Eine solche Gruppe, die sich selbst eine Bande nannte, gab es nicht nur in der Hauptmannsreute, sondern auch im Honoldweg, der gerade dort im rechten Winkel auf die Hauptmannsreute trifft, wo der Lilienthalweg dann steil zum Kräherwald ansteigt.

Die Honold-Bande hänselte und drangsalierte uns aus der Hauptmannsreute ohne Grund, gerade mal so, um ihre Überlegenheit zu beweisen. Wir fühlten uns ohnmächtig und hilflos. Der Anführer der Honold-Gruppe war einen Kopf größer und wahrscheinlich auch ein Jahr älter als wir. Mit vereinten Kräften hätten wir ihn wahrscheinlich bezwungen, denn er schien uns eher hochgeschossen denn kräftig zu sein. Was ihn jedoch unangreifbar machte, war der Um-

² Ich habe einen ähnlichen Text auf der 1. Literarischen Sommerakademie im Jahre 2009 mit dem Titel „Ein Hinterhalt“ aufbereitet, aber nicht vorgelesen, weil er zu umfangreich war.

stand, dass er ständig von einem Schäferhund begleitet wurde und dass dieser dem Langen aufs Wort parierte.

Der Honold-Bande war mit dem Bizeps alleine nicht beizukommen, und so waren wir gezwungen, das Ende des Honoldweges und die Villa Bosch mit ihrem großen Park zu meiden, obwohl wir die Angewohnheit hatten, über Zäune zu klettern und uns in den Gärten großer Grundstücke umzusehen. Das gehörte zu unseren Indianerspielen, für die es halt der „Jagdgründe“ bedurfte.

Tauchte jedoch der lange Lulatsch mit seinem Schäferhund auf, nahmen wir Reißaus. Die Honold-Bande merkte dies und machte sich hinfort einen Spaß daraus, uns zu jagen. Das war vorhersehbar, und wir Jungen aus der Hauptmannreute suchten nach einer Möglichkeit, doch einmal Stand zu halten und uns zur Wehr zu setzen. Und jetzt im Blick auf das Tor erinnere ich mich wieder an die List, die uns Indianern zum Erfolg verholfen hatte.

Das Haus Hauptmannsreute 94 ist noch etwas steiler als die anderen Häuser an den Hang gebaut und hat zur Straße hin eine etwa drei Meter hohe Mauer aus Sandsteinquadern. In diese ist ein aus Vierkantstäben geschmiedetes Tor eingefügt. Oben über das Tor zieht sich noch einmal ein Band aus Sandsteinblöcken. Dahinter waren wir vor den Verfolgern sicher. Doch uns hinter das Tor zu flüchten und auf den Abzug der Feinde zu warten, war auf die Dauer keine Lösung.

Wir richteten es nun so ein, dass bei der nächsten Verfolgungsjagd nur ich und mein Freund Peter in den Eingang des Hauses Nr. 94 flohen, während die anderen aus der Hauptmannsreute - und das waren nur noch drei oder vier, darunter mein Bruder Manfred - vor dem Tore blieben. Der lange Lulatsch rannte mir nach, hinter ihm Peter. Ich keuchte, war ich doch ziemlich dick. Doch in dem Moment, in dem der Lange das Tor passiert hatte, klappte Peter dieses von innen zu, so dass der Schäferhund, der von den anderen aus unserer Gruppe kurz abgelenkt worden war, bevor sie weiter flüchteten, ausgeschlossen blieb und nun bellend gegen das Gitter sprang.

Das war eine völlig neue Situation. Peter bewachte das Tor und sorgte dafür, dass es von außen nicht mehr geöffnet werden konnte. Ich drehte mich oben auf der Treppe um und erwartete eine Stufe oberhalb des zweiten Absatzes den Langen.

Dem nun folgenden Zweikampf ging sicher ein kurzer Wortwechsel voraus. Das gehörte sich so. Doch die Worte waren belanglos, da ich entschlossen war, ohne Verzug meine Position zu nutzen und die Sache auszukämpfen. Ich stand auf der Treppe in Augenhöhe mit dem Langen, schlang den rechten Arm um seinen Hals und drückte nach unten. Mein ganzes Körpergewicht warf ich auf ihn und ich war ein ziemlicher Brocken. "In den Schwitzkasten!", schrie Peter, und das war es, was ich vorhatte. Du nimmst den Hals des anderen in die Ellenbogenbeuge und drückst zu, was die Kräfte hergeben. Und ich drückte und legte mein ganzes Fett obenauf.

Die Wirkung blieb nicht aus. Peter mahnte: "Pass auf, der hat's mit der Lunge!" Und tatsächlich, der lange Blasse unter mir sah nicht gut aus. Ich ließ ihn Luft schnappen. "Mein Herz, ich krieg keine Luft!" Das konnte ein Trick sein. Doch mir wurde mulmig.

Ich behielt ihn noch im Schwitzkasten, drückte aber nicht mehr zu. "Ich lasse Dich raus, wenn Ihr uns in Ruhe lasst." Das versprach er, und dies war unter uns Kindern, die wir nun mal danach trachteten, Winnetou oder Tecumseh nachzuahmen, ein durchaus verlässliches Versprechen, gewissermaßen ein Indianerehrenwort.

Wie wir den gefürchteten Schäferhund durch ein Manöver ausgeschaltet hatten, hat sich unter den Nachbarkindern herumgesprochen. Die träumten auch von Überfällen und Hinterhalten und auch sie suchten die technische Überlegenheit der Bleichgesichter durch Finten auszugleichen. Da wäre es auf allgemeine Missbilligung gestoßen, wenn die Honold-Indianer sich an die Zusage, die ihr Häuptling im Zweikampf gegeben hatte, nun nicht gehalten hätten.

Dieser musste daran interessiert sein, als ehrenhafte Rothaut zu gelten und nicht als fieses Bleichgesicht, das Bestien ins Feld führt.

Wir aus der Hauptmannsreute hielten dies für eine mächtig-gewaltige Lösung des Konflikts. Erst hinterher wurde einigen klar, wie riskant die Falle gewesen war. Was hätte nicht alles passieren können! Doch vielleicht - sag ich mir heute - war der Hund gar nicht so beißwütig, und wir hatten das nur geglaubt, weil die Honold-Gruppe uns damit gedroht hatte. Jedenfalls hielten alle Beteiligten es für das Klügste, sich in Zukunft aus dem Wege zu gehen. Kein happy end, kein gemeinsames Spiel und schon gar keine Friedenspfeife.

Doch die Szene mit dem Schwitzkasten stand mir nun nach 52 Jahren wieder deutlich vor Augen. Ein kleiner Gandhi warst du damals nicht! Kein Zweifel. Ich hörte wieder Peters Ruf: Pass auf, der hat's mit der Lunge! Von dem Tatort machte ich noch ein Foto. Ob es andere gibt, die sich noch erinnern? Was aus dem langen Blassen mit dem Schäferhund wohl geworden ist? Ich tippe mal: Jurist. Pacta sunt servanda! Verträge muss man halten!

Begegnung mit einem Verleger

Um acht Uhr treffen sich Teilnehmer aller Kurse in Ursula Echlerters Buchhandlung „Am Stadtgraben“. Alexander Strathern, Leiter des Allitera Verlages in München, spricht über die neuen Möglichkeiten, qualifizierte Texte ohne Zuschüsse – zwar in kleinen Auflagen im Book on Demand-Verfahren, aber doch als reguläre, ansehnliche Publikationen mit ISDN-Nummer - auf den Markt zu bringen. Ich kenne den Verlag von einem eigenen Beitrag³ zu dem Sammelband „Von der Trümmerstadt zur Frankenmetropole. Nürnberg 1945 bis heute“. Die Herausgeberin dieser Anthologie habe ich zuerst in Schrobenhausen und dann wieder in Wolfenbüttel bei einem Schreibkurs getroffen. Das Attraktive am Allitera-Verlag ist, dass Lektoren die Qualität der eingereichten Texte (2-seitiges Exposé und Textprobe oder gesamter Text als Word-Datei per E-Mail) prüfen und angemessen reagieren. Auf diese Weise kann der Autor ohne großen finanziellen Aufwand (es sei denn, er muss das Buch lektorieren lassen) zu einem schönen Buch in einem seriösen Verlag kommen. Doch für mich bleibt die Frage, wie die Buchhandlungen und die potenziellen Leser dann von dieser „Publikation“, welche der Verlag nicht auch noch bewerben kann, erfahren sollen. Ich kann schließlich nicht mehr wie früher als Vortragsreisender mit meinem Bauchladen durch die Lande ziehen.

Da ich an meinen Büchern noch nie viel verdient habe und als pensionierter Professor darauf auch nicht angewiesen bin, denke ich eher an eine Veröffentlichung im Internet auf der eigenen Homepage und an einen entsprechenden Hinweis im Wikipedia-Artikel.⁴ Meine Sachbücher sind teilweise in großen Verlagen erschienen. Es bleibt mein Ziel, dies auch mit belletristischen Texten zu schaffen. Allitera ist für mich nur nebenbei eine Lösung, in die ich nicht viel Zeit investieren möchte. Doch es war ein wertvoller Akt der Aufklärung, mit diesem jungen, dynamischen Verleger sprechen zu können. Ich suche jedoch nicht wie andere das persönliche Gespräch.

Mittwoch, 8. August 2012

Flashforward auf ein eventuelles Wiedersehen

Aus der Präsentation meiner Indianergeschichte wird nichts, weil die Aufgabe am heutigen sonnigen Morgen darin besteht, nicht einen bestimmten Ort wiederzusehen, sondern einer bestimmten Person - wo auch immer - wieder zu begegnen. Schade, so wird der historische Sieg über die Honold-Indianer im Orkus der unveröffentlichten Meisterwerke verschwinden. Wie

³ Eppelin von Gailingen und ein Rendezvous, S. 29-35 (Ein Auszug aus dem unveröffentlichten Tagebuch meiner Studienzeit in Erlangen)

⁴ Diese habe ich eingerichtet (www.theodor-ebert.de), aber erst einen Text eingestellt. Weitere sind zu finden unter www.Lebenshaus-Alb.de.

auch immer, beim Wiedersehen sollen wir nun überraschend auf eine Person treffen, mit der wir uns im Konflikt befunden haben oder noch befinden.

Mir kommt sofort eine fiktive Begegnung in den Sinn, die aus literarischer Sicht ertragreich sein mag, mir jedoch ansonsten eher peinlich wäre. Mich ärgert, dass ein solches Wiedersehen mir nun fast schon zwanghaft einfällt. Seine viele Jahrzehnte zurück liegende Vorgeschichte besteht aus einem wahren Gewitter von flashbacks. Das prasselt nur so. In einer Viertelstunde kann ich das nicht aufschreiben. Das ist unmöglich. Ich fange zwar an, müsste aber für die Vorgeschichte auf meinen autobiographischen Roman „Von der Liebe im Atomzeitalter. Vier Versuche und ein Happy End“ verweisen. Darauf hatte ich schon während der ersten Literarischen Sommerakademie zurückgegriffen.

Die dort entnommene Erzählung „Doris und der Moment der Klarheit“ hatte einige Teilnehmerinnen ziemlich erschüttert. Sie haben mich gefragt, ob ich die Protagonisten der Geschichte wiedergesehen hätte und wie die Begegnung verlaufen sei. Ich konnte mich mit der Bemerkung aus der Affäre ziehen, dass es zu keinem Wiedersehen mit Doris oder gar dem eigentlichen Übeltäter, ihrem eifersüchtigen, angeblich besorgten Onkel gekommen sei.

Hier setze ich nun mit meinem neuen Text ein, komme aber in der erlaubten Schreibzeit von einer Viertelstunde nicht weit:

How do you do?

Im November dieses Jahres werde ich in Erlangen auf einer öffentlichen Tagung der Internationale der Kriegsdienstgegner einen Vortrag halten über die Entwicklung der Methoden der gewaltfreien Konfliktaustragung. Mit Erlangen verbindet sich bei mir eine – einst - sehr schmerzliche Erfahrung. Es war die abrupte Trennung von der Frau, mit der ich unser Leben lang zusammenbleiben wollte und von der ich – aufgrund ihres zeitweisen Entgegenkommens - annahm, dass sie sich dies auch vorstellen könne. Ein einflussreicher Verwandter wusste dies zu hintertreiben, indem er – angeblich in ihrem wohl verstandenen Interesse - ihre Jugend und ihre Schwäche nutzte.

Der juristisch beschlagene Onkel hatte am Telefon damit gedroht, meine Promotion durch den Vorwurf der versuchten Vergewaltigung zu hintertreiben, falls ich versuchen sollte, seine Nichte noch einmal anzusprechen. Was mich entsetzte, war nicht die Absurdität des Vorwurfs. Es war der Umstand, dass meine Freundin ihren Onkel diese Drohung aussprechen ließ, ohne ihm ins Wort zu fallen. Wir haben uns zwar in Erlangen danach noch zwei oder dreimal im Wartezimmer eines Zahnarztes oder auf der Straße gesehen, aber kein Wort mehr miteinander geredet.

Was würde ich tun, wenn ich ihr jetzt – nach 48 Jahren - in Erlangen wieder begegnen würde?

Ich kann mir schwer vorstellen, dass sie zu meinem Vortrag kommt und mich anspricht, aber so ganz habe ich meine Phantasie auch nach fast fünfzig Jahren noch nicht am Zaum. Wahrscheinlich würden wir uns nur wechselweise nach den Familienverhältnissen erkundigen. Hat sie den Richtigen gefunden? Und was wäre gewesen, wenn...? Ihr Onkel hatte ihr prophezeit, dass ich ihrer bald überdrüssig würde. Das halte ich – glücklich verheiratet mit einer ganz anderen – heute noch für eine widerliche Unterstellung.

Charakterisiere deine Eltern!

In der Mittagspause spaziere ich allein, weil schnellen Schrittes, einmal um den Wall. Vom vielen Sitzen schwellen mir sonst die Füße an. Ich denke aber nicht weiter an das Erlanger Fiasko, sondern habe meinen Spaß beim Blick auf spielende Kinder im Wallgraben. Und am Nachmittag erwartet mich eine weniger aufwühlende Übung. Es gilt die Eltern oder auch Geschwister mit je einem Satz und einer Anekdote zu charakterisieren. Was dann jedoch die eine

oder andere Teilnehmerin zitiert und erzählt, ist alles andere als das Aufleuchten einer heilen Kinderwelt. Es würde mich wundern, wenn sie daran dächten, das, was sie uns vertraulich mitteilen, später als Zeugnis unseres Kurses ins Internet zu stellen. Einiges ist haarsträubend.

Mein Vater: „Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.“

Der Dietrich

Nach drei Jahren der Evakuierung in Münsingen erhalten meine Eltern im April 1946 eine Zuzugsgenehmigung für Stuttgart. Drei winzige Zimmer im Souterrain eines Zweifamilienhauses für die vierköpfige Familie. Es ist eine Zwangseinweisung. Im Talkessel sind die Wohnungen 1943 verbrannt, darunter auch unsere elegante Fünzimmerwohnung in der Hegelstraße. Nur die Villen auf halber Höhe sind stehen geblieben. Als der Pritschenwagen mit dem verbliebenen Hausrat vor der Hauptmannsreute 75 im Nieselregen vorfährt, reagiert niemand auf unser Klingeln. Die Eltern gehen durch den Garten um das Haus und finden eine Tür zum Souterrain. Der Vater holt den Werkzeugkasten aus dem Lastwagen, greift nach einem handlangen Nagel, fasst den blanken Drahtstift zwei Zentimeter hinter der Spitze mit der Flachzange, biegt die Spitze mit der Beißzange um und schlägt das krumme Ende mit dem Hammer breit. Er zeigt uns Kindern das Ergebnis und nennt es einen „Dietrich“. Damit lässt sich das einfache Schloss öffnen. Eine imponierende Leistung für einen braven Elektrokaufmann! Unser Vater könnte auch einbrechen!

Meine Mutter:

Nach fünfzig Jahren treffen sich die Schüler der einklassigen Volksschule von Mehrstetten auf der Schwäbischen Alb. Ein Klassenkamerad: „Anne hatte den Spitznamen: der Feldweibel“. Ihre spätere Rolle bringe ich – aufgeklärt durch Horst Eberhard Richters „Patient Familie“ - in meinen Erinnerungen mit dem Titel „Die inszenierte Familie“ auf die imperiale Formel: „Right or wrong, My Family. And Mother rules the waves.“

Die fehlende Flagge

Als 1940 der Sieg über Frankreich gefeiert wird, moniert der Blockwart das Fehlen der Beflaggung. Anna-Luise Ebert, geb. Liebermann, lässt ihn abfahren: „Ist der Krieg denn schon zu Ende? Mein Mann steht noch im Feld. Ich habe so meine eigenen Erfahrungen mit Siegesfeiern. Bei Tannenberg hatte Hindenburg gesiegt, aber mein Vater ist mitsamt Eisernem Kreuz in Russland gefallen, noch bevor ich geboren wurde. Ich warte dieses Mal mit dem Flaggen, bis der letzte Schuss gefallen ist.“

Auch der heutige Tag endet mit einer Abendveranstaltung, zu der die LISAs und die Schrobenshausener eingeladen sind. Im neu bestuhlten Pavillon der Jugendmusikschule lesen drei Leiter von Kursen der LISA aus eigenen Veröffentlichungen. Gemeinsam ist allen der luftige Ort der Publikation – die Ätherwellen des Bayrischen Rundfunks. Hier gibt es eine gewisse Kontinuität zur Nachkriegszeit. Auch damals schon konnten einige Schriftsteller – wie z. B. Günter Grass – nur überleben, weil die Feuilleton-Redaktionen des Hörfunks für sie Nischen bereit hielten.

Henrike Leonhard liest Gedichte, die real oder metaphorisch in der Vogelwelt beheimatet sind. Der Romancier Norbert Niemann wagt sich an kurze Essays, in denen er aus der Schreibschule plaudert und Cornelia Neudert, die für den Rundfunk Gute-Nacht-Geschichten als Betthupferl schreibt, liest für uns Erwachsene etwas längere, schaurige Kindergeschichten, welche auch unsere Phantasie herausfordern.

Ich könnte jetzt noch bis Mitternacht im Foyer der Jugendmusikschule bei einem Glas Wein das Gespräch mit den anderen suchen. Ich habe dies in den vergangenen Jahren gerne getan, aber jetzt spüre ich, dass ich den Mittagsschlaf nicht durch Kaffee ersetzen darf und verschwinde ins Hotel.

Ich will morgen früh aufstehen und prüfen, ob ich nicht am Nachmittag wenigstens einmal etwas mehr vorlesen könnte als eine Kurzgeschichte oder Anekdote. Die arrivierten Autoren dürfen zeigen, was sie können, doch unsereiner darf nur Schnipsel von sich geben, in einer Viertelstunde Hingeworfenes. Das wurmt mich. Mit diesen Schnellschüssen fühle ich mich zugleich über- und unterfordert.

Donnerstag, 9. August 2012

Wie ich zu meinem Namen kam

Heute wäre meine Mutter 97 Jahre alt geworden. Vor elf Jahren ist sie gestorben. Als sie fast 80 Jahre alt war, hat sie jedem ihrer vier Söhne nicht eine Beschreibung ihres eigenen Lebens, was ich mir immer gewünscht habe, übergeben, sondern eine Biographie jedes einzelnen ihrer Kinder. Meine Biographie ist ein in blaues Leder gebundenes, 266 Seiten starkes und mit Goldschnitt versehenes Buch. Sie hat es mit eigenen Zeichnungen – vornehmlich Märchen- und Blumenmotiven - und mit mehr als fünfzig Fotos ausgestattet. Ein Buch in Handarbeit. Der Inhalt basiert auf lebenslangen, kontinuierlichen Aufzeichnungen. Sie hat die rückseitig datierten Fotos und ihre Notizzettel in einem immer griffbereiten Köfferchen durch die Kriegszeit gerettet. Sie hat die Seiten zunächst in Sütterlin und später in lateinischer Schrift gefüllt. Der Schwerpunkt der Aufzeichnungen ruht auf Kindheit und Jugend, sie hat aber auch noch über weite Strecken mein Studium, mein Berufs- und mein eigenständiges Familienleben in Berlin verfolgt. Mir hätten Aufzeichnungen zu Kindheit und Jugend genügt, doch ihr kam es offenbar darauf an, ihre Version der Familiengeschichte festzuschreiben. Dabei wäre es mir wichtiger gewesen, sie hätte ihre eigene Lebensgeschichte bis zur Heirat aufgeschrieben, weil ich über diese nur wenig wusste und bis heute auf mündliche Erzählungen angewiesen bin. Und an solch mündlich Überliefertes kann man sich später nicht präzise erinnern und nur noch Mythen werden tradiert.

Die mütterliche Absicht hinter den Lebensbeschreibungen der Söhne war es, diese zu Erfolgsgeschichten zu stilisieren. Mein gelegentlicher Einspruch führte in ihrem Testament zu der Verfügung, mir alle Unterlagen zur Geschichte der Familie zu entziehen. Sie vermachte den gesamten Inhalt ihrer Wohnung meinem Bruder, einem Mediziner, der alles, wie er sagte „professionell verpacken“ ließ und wegräumte. Dabei gab es gar nichts zu verbergen. Als gelernter Historiker hatte ich mir schon zu ihren Lebzeiten eine eigene Sammlung angelegt und war somit in der Lage, meine Autobiographie auch ohne die Unterlagen aus der Wohnung meiner Mutter zu schreiben. Verstimmt hatte sie, dass ich mich – unter dem Einfluss meiner Frau - gegen ihre Überhöhung der Familiengeschichte zur reinen Erfolgsstory von Aufsteigern gewehrt hatte. Mir war mit fortschreitender Erfahrung und bei der Beobachtung meiner Geschwister immer bewusster geworden, welche psychische Belastung dieses immer höher Streben und das Beschönigen für ihre Kinder (und auch für ihren fähigen, aber bescheidenen Mann) bedeutet hatte.

Als erste Übung steht am Morgen des heutigen Tages eine Frage an, deren Beantwortung zu jeder Autobiographie gehört: Wie bin ich zu meinem Namen gekommen? Über diesen konnten die Eltern entscheiden und mit diesem Namen platzieren sie ihre Kinder in der Generationenfolge und in der Zeit- und auch in der Kirchengeschichte.

Der Einstieg in diese Übung fällt uns nicht schwer, weil wir alle über unseren Vornamen schon nachgedacht und mit ihm auch Erfahrungen gemacht haben. Als es ans Vorlesen geht,

ahnen wir bereits, dass es wahrscheinlich die Namensgeschichten sein werden, mit denen wir zum Abschluss unseren Kurs im Pflegeschloss vorstellen werden.

Theodor: Dem Führer kein Kind!

Bevor ich als germanischer Nachwuchs auf die Welt kommen konnte, musste Anna-Luise Liebermann ihren Ariernachweis erbringen, was ihr dank evangelischer, schwäbischer Groß- und Urgroßmütter auch anstandslos gelang. Ich sollte jedoch nicht den nordischen Recken eingereiht und Wotan respektive dem Führer zugeordnet werden. Meine Eltern wussten sich eines Verzeichnisses zu bedienen, das im Dritten Reich akzeptable Vornamen nicht nur aufzählte, sondern deren Herkunft und Bedeutung auch erläuterte.

1937 war für meine Eltern der Vorname „Theodor“ zugleich aktuelles Programm und Erinnerung an den 1915 gefallenen Großvater Alfons Liebermann. Diesen Zusammenhang habe ich erst als Siebzigjähriger bemerkt.

Theodoros heißt auf Griechisch „Gottesgeschenk“ und zwar Geschenk von Gott und nicht für Gott. Man schenkt Gott keine Kinder.

Zum Geschenk gehörte Paul Gerhardts Aufforderung: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt der allertreusten Pflege, des der den Himmel lenkt. Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.“

Theodor, das stand ahnungsvoll gegen den Anspruch des Dritten Reichs auf die Kinder und auf die Jugend. Das stand gegen Joseph Goebbels und die Propagandaphrase „dem Führer ein Kind schenken“, wie sie zwei Jahre nach meiner Geburt immer aggressiver intoniert wurde, um die Reihen der Kriegsgefallenen im Rhythmus von 18 Jahren wieder zu füllen. Bei meinen kinderlosen Patentanten Maria-Elisabeth Liebermann und Hedwig Ebert löste die Vorstellung, „dem Führer ein Kind zu schenken“ dann nur noch Brechreiz aus.

Im Alter von zehn Jahren wurde ich aufs Humanistische Gymnasium geschickt und lernte dort aus erster Hand mit Vornamen griechischer Herkunft umzugehen. Sie waren bei meinen Klassenkameraden gar nicht so häufig. Das Nibelungenlied gab den Ton an, nicht die Ilias. Immerhin dominierten noch die Vornamen biblischer Herkunft, was bei den vielen Pfarrerskindern am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium nicht überraschen konnte. Der häufigste Name war auch in der evangelischen Klasse ganz schlicht: Peter.

Aus meinem Vornamen sprach – vor allem aus der Sicht der Mutter - eine Erwartung, die nur wenige ahnten. Der Erstgeborene sollte in dieser Welt – so schrecklich es in ihr im Moment auch zuging – etwas Bedeutendes, ja man könnte fast schon sagen Erlösendes, ganz in der Nachfolge Christi bewirken. Der kleine Theodor hatte von diesen hoch gespannten Erwartungen keinen Schimmer. Er durfte ohne besondere Zumutungen unauffällig und fröhlich als Kind unter Kindern aufwachsen. Faschistischer Zeitgeist und Krieg markierten das junge Leben erst mit Eintritt in die Schule. Doch seit der frühen Kindheit, als der Vater trotz seiner elementaren Abneigung gegen den Barras und trotz oder gerade wegen seiner Verachtung der kackbraunen Schreihälse rekrutiert wurde, durchzog in den Augen der Eltern das Leben des kleinen Theodor wie ein goldener Faden die Zusage: Auf dem Kind, das uns Gott geschenkt hat, wird auch sein Segen ruhen.

Wenn die Eltern und die nahen Verwandten ein Kind solch uneingeschränktes Zutrauen spüren lassen, dann wird es dadurch gestärkt. Hohe Erwartungen können einen Heranwachsenden aber auch belasten. Ich hörte es später gerne, dass man mich Theo rief. Das klang weniger präntiös. Für einen des Griechischen Kundigen war es allerdings der Gipfel der Zumutung. Ich habe bei allen offiziellen Gelegenheiten darauf bestanden, dass mein Vorname vollständig erscheint. In meinen kirchlichen Ämtern haben auch Freunde, die mich duzten, mich mit Theodor angesprochen. Ich verstand die Botschaft. Doch jedes Mal berührte mich diese Anrede seltsam. Ich wusste, was diese Anrede implizierte.

Erst vor fünf Jahren habe ich in der Ahnentafel der Familienbibel entdeckt, dass mein Großvater Alfons Liebermann als zweiten Vornamen den Theodor mit auf den so kurzen Lebensweg bekommen hatte. Er sollte mir weniger Vorbild als Mahnung sein, beim Widerstand gegen den Wahnsinn des Krieges nichts unversucht zu lassen.

Meine Namensgebung gehört zu den besonders ernsten Beiträgen dieser Runde. Die meisten Namensgeschichten sind lustig und zeigen ironische Distanz zur Herkunftsfamilie. Der Zeitgeist ist des Öfteren zu spüren, affirmativ oder auch im Widerspruch. Die Vorstellung, dass Kinder „für den Führer“ gezeugt werden könnten, was auch in einem weiteren Beitrag vorkommt, finden wir heute noch schauerlich.

Der Nachmittag soll den Erinnerungen an die Schulzeit gelten. Da hat jeder seine Geschichten auf Lager. Klassentreffen sind bekanntlich der Ort, wo sie aufgetischt werden. Ich für mein Teil habe gute Lust, nicht in das Anekdotenhorn zu blasen und stattdessen eine schlimme Erfahrung anzuschneiden, die mich lange belastet hat. Ich sage es Edda und sie ist auch grundsätzlich einverstanden. Ich selbst will jedoch meinen Vorstoß von der Gruppendynamischen Lage abhängig machen.

Ich denke an den Anfang des ersten Bandes meiner Autobiographie „Von der Freiheit des Studierens an fünf Universitäten“. Dort setze ich mich mit dem Problem auseinander, dass ich unter lauter Akademikersöhnen zum Lernen zweier antiker Sprachen gezwungen wurde, die meinen Eltern vollkommen fremd waren und für mich keinen Gebrauchswert hatten, aber als Hürde vor dem Abitur als dem Tor zur Freiheit standen.

Der Euphemismus, man müsste sagen: die Lüge vom Ludus Latinus

Mit dem Abitur im Januar des Jahres 1956 endete das fremdbestimmte Lernen, endeten die neun Jahre am Stuttgarter Eberhard-Ludwigs-Gymnasium, in denen andere – also ein Kultusministerium mit seinem Lehrplan und Lehrer mit ihrem Unterricht - über das entscheiden konnten, was ich zu lernen und als wertvoll zu erachten hatte. Ich hatte mir auch während der Schulzeit einige Freiheiten erlaubt und Dinge getrieben, die für die Versetzung in die nächste Klasse und letztlich für das Abitur nicht relevant waren. Das galt vor allem für mein exzessives Lesen deutschsprachiger Literatur. Dennoch waren die Abiturnoten „mangelhaft“ in Latein und „ausreichend“ in Griechisch kein Indiz für Desinteresse am antiken Stoff. Bei der Lektüre der Texte bzw. der zur Verfügung stehenden Übersetzungen war ich durchaus bei der Sache gewesen, aber das sture Erlernen und Deklinieren von Vokabeln und das Zergliedern und Konstruieren von Sätzen nach den Regeln der Grammatik empfand ich als Hohn auf den Titel des Lehrbuchs „Ludus Latinus“, denn nichts am Sprachunterricht war „Spiel“, alles empfand ich als aufgezwungen. Wenn immer deutschsprachige Literatur mit Latein und Griechisch konkurrierten, entschied ich mich für erstere. Auch nach der Mittleren Reife gingen mir die Dramen Gerhard Hauptmanns und Ibsens näher als der Kriegsbericht eines Julius Caesar oder die Anabasis eines Xenophon.

Doch rückblickend scheint es mir die größte Dummheit meiner Schulzeit gewesen zu sein, dass ich nicht spätestens im Anschluss an die Mittlere Reife nach einer eigenen Methode gesucht hatte, Latein und Griechisch auch als Sprachen zu meiner persönlichen Sache zu machen. Beim Englisch hatte ich nach dem ersten Mangelhaft diesen eigenen Weg gefunden. Ich ging ins Amerikahaus und holte – wo es keine Übersetzungen gab - im Originaltext, was mich interessierte, von Anglerzeitschriften bis zu den Dramen von Tennessee Williams. Und danach erfolgte das Erlernen der Vokabeln ganz nebenbei. In Latein und Griechisch hatte ich mich durchgemogelt, indem ich bei den Klausuren von meinem Nebensitzer Dankward Schmid, der über vorzügliche Vokabel- und Grammatikkenntnisse verfügte, das diesbezüglich

Erforderliche übernahm. Wir nannten es „Abschreiben“. Genau genommen war es aber etwas anderes. Nachdem ich die Struktur der Sätze begriffen und die Vokabeln verstanden hatte, formte ich aus der korrekten Rohübersetzung wohl klingende Sätze, die den Urheber der Vorarbeit nicht mehr verraten durften. Das war zwar auf seine Art auch eine sprachliche Leistung, konnte aber im Abitur nicht funktionieren, weil es da keinen solchen Coach für die Basisübersetzung gab.

Im Abitur mussten wir eine Mordgeschichte aus den „Annalen“ des Tacitus übersetzen und zwar exakt. Ich habe an entscheidenden Stellen nicht übersetzt, sondern herumphantasiert, habe eine Story gebastelt und bin damit baden gegangen.

Unser Klassenlehrer Dr. Frank Weidauer war entsetzt, weil er mir vor dem Abitur noch raten wollte, Latein und Griechisch – zusammen mit Geschichte – zu studieren und damit in seine Fußstapfen zu treten. Der Vorschlag war gar nicht so absurd und auch meiner Natur nicht vollkommen fremd; ich hatte nur den Dreh nicht gefunden, mir diese alten Sprachen anzueignen. Ich war am Schluss dicht dran, als ich Gefallen daran fand, lateinische Reden auswendig zu lernen. Für Rhetorisches, also für das Wirken von Sprache, konnte ich mich begeistern. Aber es kam zu spät. Die Lücken waren zu groß.

Diese Abhängigkeit von den Zubringerdiensten meines hilfreichen Nebensitzers, einem dieser Hochbegabten, die in allen Fächern brillant sind - und er ist später Physiker und Hochschul-lehrer geworden -, belastete mich nicht nur während der Schulzeit, sondern noch Jahre danach. Es genügte, dass mich tagsüber irgendetwas an die Schule, dieses Ebelu am Stöckach, erinnerte, um nachts von Alpträumen der Erinnerung an diese Klassenarbeiten geplagt zu werden.

Rückblickend habe ich mich immer wieder gefragt: Was hätte ich machen müssen – um jenseits der schulischen Paukerei – ganz freiwillig und möglicherweise auf kuriosen Umwegen, doch eben auf meine Art dieses Latein und dieses Griechisch zu lernen und es schließlich flüssig zu sprechen und zu schreiben wie eine Muttersprache. Hätte ich das Alte und das Neue Testament, dessen Übersetzung durch Luther ich doch im Kopf und im Herzen hatte, tagtäglich wie ein Brevier auf Latein und Griechisch lesen sollen, bis ich die fremdsprachigen Formulierungen auswendig gekonnt und das biblische Vokabular ganz lässig auch auf Cäsar und Xenophon, auf Tacitus und Thukydides angewandt hätte? Hätte ich mein Tagebuch – und damit für Eltern und alle Verwandten geheim - auf lateinisch schreiben sollen?

Ich denke heute, man lernt Sprachen, weil man sich darauf freut, sie zu gebrauchen in Angelegenheiten, die einen bewegen. In der Schule war das Fatale, dass nichts mich wirklich bewegte, diese – aus meiner Sicht - unnützen alten Sprachen zu lernen. Es gab doch zu allen klassischen Texten vorzügliche Übersetzungen und auf die Idee, dass es noch besserer bedürfen könnte, bin ich gar nicht gekommen.

Unsere Lehrer, insbesondere unser langjähriger Klassenlehrer Dr. Frank Weidauer, haben immer wieder versucht, uns über die Lektüre von großartigen klassischen Texten für das fortgeschrittene Erlernen des Lateinischen und des Griechischen zu begeistern und wir haben vor dem Abitur wirklich Besseres gelesen als „De Bello Gallico“. Ich habe den Unterricht in der Oberstufe in angenehmer Erinnerung, aber es ist eben auch Weidauer, diesem herausragenden Lehrer und politischen Kopf – und er ist später Direktor des Gymnasiums geworden - nicht geglückt, seine Begeisterung für den Urtext der Klassiker des Humanismus auf mich zu übertragen. Ich weiß bis heute nicht, warum ihm dies nicht gelungen ist. Ich denke dabei an den von mir so hoch geschätzten Peter Handke, dem es offenbar in seinem Klagenfurter Gymnasium so viel Freude gemacht hat, diese alten Sprachen zu erlernen, dass er heute noch – ganz, ganz freiwillig – Sophokles „Ödipus in Kolonos“ ins Deutsche übersetzt. Und auch Ulla Hahn berichtet in ihren autobiographischen Romanen „Das verborgene Wort“ und „Aufbruch“ wie die Möglichkeit, die lateinische Sprache und deren Einfluss auf das Deutsche

zu erlernen, aus ihr einen aufgeklärten, zum sozialen Aufstieg fähigen Menschen gemacht hat. Warum habe ich Dummkopf in der Schule die Gelegenheit nicht ergriffen und auf irgend eine raffinierte, nur mir gemäße Tour diese Sprachen so nebenbei, fast heimlich gelernt, um den Lehrern mal zu zeigen, wie man mit diesen Sprachen wirklich umgehen kann? Und warum dann nicht die schärfsten politischen Flugblätter gegen die Wiederbewaffnung auf Lateinisch? Gewissermaßen Thesenanschlag am Tor des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums! Irgend-einen Weg muss es doch geben, diese Sprachen zu lernen – ohne „Ludus Latinus“ und ohne Kaegi! Die Kinder in Rom und Athen haben ihre Sprache doch auch ohne diese Paukereien und dieses Deklinieren gelernt und pointiert ihren Willen kundgetan.

Am Nachmittag zeigt sich wieder, dass für meine Mitteilung einer komplexen Erfahrung im Gymnasium die Vorlesezeit fehlt. Ich will nicht stören und begnüge mich mit einem weiteren Biographie-Schnipsel. Vielleicht benennt dieser eine Erfahrung, die auch heute noch leicht verdrängt wird. Es gibt jetzt so manches Förderprogramm für Kinder, die anerkanntermaßen „behindert“ sind. Doch was macht man in einem humanistischen, musisch orientierten Gymnasium mit einem Schüler, dessen musikalische Begabung sich umgekehrt proportional zu derjenigen in der Familie Johann Sebastian Bachs verhält?

beziehungsweise gar nicht

Heutzutage können Oberschüler das eine oder andere Nebenfach abwählen. Zu meiner Zeit war alles für alle obligatorisch – auch die Musik. Ohne Rücksicht auf die individuelle Begabung musste jeder vorsingen und andere Proben seiner Musikalität präsentieren. An unser Gymnasium hatte es nach dem Krieg einen regelrechten Kapellmeister verschlagen, der nun das musische Niveau des auf alte Sprachen spezialisierten Gymnasiums heben sollte. Er gab sich Mühe, und das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium glänzte mit Aufführungen des Weihnachtsoratoriums. „Jauchzet, frohlocket! Auf, preiset die Tage!“, schallte es ab Oktober durch den ganzen Bau.

Schon in der ersten Klasse hatte ein junger Musiklehrer, noch nicht der Herr Kapellmeister, mich wie alle anderen geprüft. Zu singen war ein Volkslied eigener Wahl. Ich entschied mich für „Das Wandern ist des Müllers Lust“. Der Pädagoge bescheinigte mir gefühlvollen Vortrag. „Doch leider, es war fast immer derselbe Ton.“ Das war auch mir aufgefallen. So viel hörte ich. Ich hatte schließlich häusliche Erfahrungen. Das Singen von Weihnachtsliedern unterm Christbaum gehörte unbedingt dazu, aber es war bekannt, dass sich von den männlichen Mitglieder der Familie keiner am Gesang beteiligte und die dünnen Stimmen von Mutter und Tanten allemal für „Ihr Kinderlein kommet“ und „Oh Tannenbaum“ ausreichten, doch „Stille Nacht, heilige Nacht“ nur anzudenken, aber nicht zu intonieren war.

Kapellmeister Steffen wusste nach der Mittleren Reife nicht, was er mit mir anfangen sollte. Wenn heute ein Kind eine angeborene Lese- oder Rechenschwäche hat, erhält es individuellen Förderunterricht. Für Kinder mit einer ausgeprägten Singschwäche gab es nichts und gibt es auch heute noch nichts.

Ich musste so hinter den Flügel treten, dass ich nicht auf die Tasten blicken konnte. Er schlug eine erste Taste an und beim Erklingen der zweiten musste ich sagen, ob der Ton nun höher oder tiefer lag. Ich brachte es bei all diesen so nahe beieinander liegenden Tönen auf eine Trefferquote von ziemlich exakt 50 Prozent. Die Gesangsprobe ersparte der gelockte Kapellmeister sich und dem Schüler mit der Igelfrisur.

Ich musste dann nur noch an der Tafel Noten lesen. Für die auf den Linien hatte ich das Sprüchlein gelernt „Es geht hurtig durch Fleiß“ oder so ähnlich. Ich buchstabierte. Dem Kapellmeister ging es zu langsam voran. „Bei Mozart galoppieren die Noten!“ Doch wozu sollte ich es lernen, Noten zu lesen, konnte ich mir doch sowieso keine Melodien merken. Ich ant-

wortete ehrlich und setzte dann noch einen drauf: „Noten interessieren mich wenig --- beziehungsweise gar nicht“. Mit diesem Crescendo „beziehungsweise gar nicht“ imponierte ich den fast durchweg hochmusikalischen Klassenkameraden. Kapellmeister Steffen kapitulierte. Ich wurde vom Jauchzen und Frohlocken befreit und durfte in der letzten Reihe Karl May lesen. Mein Soll an musischer Mitarbeit erfüllte ich mit anrührenden Infos zur Biographie von Musikern und zu Liebes- und Todesfällen in Opern. Im Abitur beurteilte der Kapellmeister dann letztendlich meine musikalische Gesamtleistung mit der kurios gemittelten Note „befriedigend“.

Auch am heutigen Abend trifft man sich im Pavillon der Musikschule. Petra Morsbach liest aus dem Skript eines noch nicht veröffentlichten Romans. Ein Schriftsteller, der in der DDR eine staatlich finanzierte Nische gefunden hatte, muss sich nach der Wende in der literarischen Konkurrenzgesellschaft zurechtfinden.

Edda Ziegler liest ein Kapitel aus ihrer Fontane-Biographie. Es geht um die Schwierigkeiten gebildeter, doch mittelloser Frauen, sich in der Gesellschaft der Jahrhundertwende zu etablieren. Ich frage, warum Mete sich nicht an ihrem Vater orientiert und sich als Schriftstellerin versucht habe – ähnlich wie Jane Austen? „Sie traute sich nicht. Die Kunstfertigkeit des bewunderten Vaters schien unerreichbar.“ Wie anders haben es doch die Töchter Martin Walsers gehalten. Das spricht für Walser, der als Ehemann und Vater auch seine Mucken hatte.

Freitag, 10. August 2012

Eine letzte Übung

Die vierte Sommerakademie ist nun schon fast am Ende. Wir müssen ans Bilanzieren denken. Dem entspricht die letzte Übung: „Auf mich wartet (k)eine(r).“ Edda spricht von kleinen Abschieden. Mir drängt sich die Frage auf: Komme ich mit dieser Schnipselwirtschaft weiter? Oder brauche ich eine Arbeitsgruppe, die sich mit ganzen Kapiteln von Autobiographien befasst und den gesamten Aufbau der Erinnerungen erwägt? Ich packe mein Unbehagen in den Text der letzten Übung, spüre den Hauch der Vergeblichkeit, ohne jedoch darüber bitter zu werden.

Warten auf die Ringelnatter

Jeden Morgen zwischen 7.30 und 8 Uhr ruft Ruth im Hotel zur Post an und wir berichten einander vom vergangenen Tag. Sie kennt also die Themen der absolvierten Übungen und sie weiß diese Schreibübungen meinen vielen autobiographischen Skripten zuzuordnen. 47 Jahre sind wir nun schon verheiratet.

Wenn sie mich morgen Abend auf dem Spandauer Bahnhof abholt und wir durch die Rieselfelder, dem Mauerweg entlang nach Kladow und durch die Uferpromenade zu unserem Haus fahren, um uns dort noch für eine Stunde auf den Badesteg zu setzen und darauf warten, dass die Ringelnatter wieder um die Schilfkante gleiten wird, muss ich auf die Frage antworten: „Hat dich dieser Kurs nun weiter gebracht? Wirst du nun endlich den Rat Martin Kämpchens akzeptieren, deine Erfahrungen in der Friedens- und Ökologiebewegung auf ein handliches Buch zu konzentrieren?“

„Ja, ich schreibe jetzt knapper und präziser, aber diesem Diktat des Marktes werde ich mich nicht unterwerfen. Mein Leben ist mehr wert als 250 Normseiten. Den Schatz bilden die Einzelheiten. Die zurück blickenden Zusammenfassungen sagen fast gar nichts, könnten allenfalls neugierig machen auf das Nähere, auf den Inhalt der Truhe.“

„Wann begreifst du endlich, dass all euer Geschriebenes früher oder später in die Tonne kommt. Das kannst du nicht verhindern. Irgendwann ist alles bunter Staub. Denk an „Subtile

Jagden“, den letzten Abschnitt von Ernst Jüngers Erinnerungen an sein Leben als Entomologe!“

„Noch gebe ich nicht auf. Ich bilde mir ein, dass es in meinen Aufzeichnungen noch einiges zu entdecken gibt. Wenn ich nur wüsste, wie ich die potenziellen Leser animieren könnte, diese Nähe und den möglichst unmittelbaren Eindruck – mitsamt meiner Kommentierung – zu suchen.“

„Und bist du der Lösung ein Stück näher gekommen?“

„Ja, vielleicht einen Schritt. Aber wie viel Zeit bleibt uns noch?“

Am Nachmittag drängt Edda auf die Präsentation unserer Schreibprojekte. Sie stellt sich dies recht pragmatisch vor: Titel, Stand der Arbeit, Zeitplan. Nicht alle haben Projekte auf der Pfanne, doch einige mehr als eines. Ich versuche einen Rückblick auf meinen Einstieg ins belletristische Schreiben nach dem Auslaufen meiner Tätigkeit als Friedensforscher. Bis zum Ende des Jahres soll die Geschichte der Gewaltfreien Zivilarmee geschrieben sein.

Einer Teilnehmerin kommen die Tränen. Ich weiß, sie hat vierzig Jahre lang Tagebuch geschrieben und die Briefe gesammelt, mehrere Buchmanuskripte begonnen und vorangetrieben. Was ihr fehlt ist die Resonanz, ist eine Gruppe, die an ihrem Schreiben Anteil nimmt. Dafür ist LISA gut, aber eine Woche genügt nicht. Auf ein längeres autobiographisches Skript konnte bisher nicht eingegangen werden.

Norbert Niemann hat in der Roman-Gruppe auch längere Texte besprochen. Das müsste auch bei autobiographischen Entwürfen möglich sein. Wir sprechen darüber beim Bauernsalat im Garten eines griechischen Restaurants. Wir sind uns einig: Das autobiographische Schreiben gehört zur Belletristik. Es ist Unfug, autobiographische Texte den Sachbüchern zuzuordnen. Ich habe meinen Erinnerungen an die Studienjahre eine Bemerkung Peter Handkes vorangestellt: *„Für den Gesellschaftsroman bin ich nicht geschaffen. Ich kann nur von mir erzählen. Aber je mehr man über sich nachdenkt, desto romanhafter wird es doch. Je weiter einer sein Ich ausweitet, desto mehr wird es doch zur Welt.“* So gesehen hat jeder Mensch unendlich viel mitzuteilen. Jede Familie spiegelt ihre Zeit und jeder Mensch kann von einmaligen Erfahrungen berichten. Es ist nur die Frage, wie man die eigenen, die einzigartigen, die ganz individuellen Erfahrungen so formt, dass sie von anderen verstanden, also angeeignet werden können. Meine Schreibfreundin, die auch zum vierten Mal an der Sommerakademie teilnimmt, betreut seit Jahren Krebskranke in einer Klinik. Sie darf darüber so direkt nichts schreiben, aber eine solche Erfahrung prägt den Charakter und den Stil der Weltsicht. Wer aus einer Krebsstation kommt, erlebt seinen Urlaub auch anders als jemand, der dem burn out zu entkommen sucht. Kurzum, wir müssten eine neue Methode entwickeln, den romanhaften Gehalt umfangreicherer Skripte zu besprechen. Wir sagen dies auch Edda. Sie will darüber nachdenken.

Samstag, 11. August 2012

Fazit und Ausblick

Der letzte Tag gilt der Vorbereitung auf die LISA-Leistungsshow im Pflerschloss. Alle Kurse lesen öffentlich, falls sie es nicht bereits getan haben, wie gestern Abend die Romanciers, die sich von Norbert Niemann haben beraten lassen. In unserem Kurs wurden gestern noch Paare gebildet, welche heute früh wechselseitig die Beiträge zum Thema „Wie ich zu meinem Namen kam?“ korrigieren. Dann geht Edda noch einmal durch den Text.

Das Lektorieren lohnt sich. Unsere kurzen Geschichten zur Namensgebung kommen gut an. Keine dauert länger als 5 Minuten. Mehr ist nicht möglich. Man sagt so nett: In der Kürze liegt die Würze. Doch wie kommt man zu einem Epos? Eine Autobiographie ist doch keine

Sammlung von Anekdoten. Diese Frage wird mich auf der Heimreise und durch das kommende Jahr begleiten.